

Jüdische Faschistin

Marianne Brentzel und Uta Ruscher
porträtieren Mussolinis Geliebte

VON JÜRGEN WERTH

Nahe der Schweizer Grenze, in einem Waldgebiet, das den Namen „Paradiso“ trägt, hat sich vor 90 Jahren ein Liebespaar in die Büsche geschlagen. Sie verfeinert, gebildet, mit Manieren. Er brutal, ungehobelt, mit einem Raubtier-Instinkt für die Macht. Eine Frau, die in ihrem Salon den Künsten diene. Ein Mann, der den richtigen Augenblick für den Biss ins Genick des Gegners kannte. Margherita Sarfatti und Benito Mussolini.

1912 lernten sie sich im Büro der Zeitung Avanti kennen. Mussolini, kaum 30, ist Chefredakteur des sozialistischen Parteiorgans. Sarfatti, 1880 im alten jüdischen Ghetto von Venedig geboren, lernt als junges Mädchen die Weltliteratur, den

nischer schon eher. Mussolini hat sich anfangs über den deutschen Rassenwahn lustig gemacht – auch wenn die Schwarzhemden 1926 die Synagoge in Padua überfallen haben. Es war Sarfatti, die vor dem Zusammengehen mit Deutschland immer gewarnt hat. „Und vor allem ist sie nicht die einzige gewesen“, fügen Brentzel/Ruscher hinzu, „sondern die Juden, die in Italien noch eine sehr starke Stellung aus dem Risorgimento, also aus der Entwicklung der Einheit hatten, haben sich sehr schnell auch mit Mussolini versöhnt und waren in der Partei und haben mitgemacht. Und als dann 1938 die Judengesetze kamen, da ging ein Schrecken durch das Land. Es war unfassbar, dass Mussolini, der vorher immer dagegen gewesen war, das verwirklichen wollte.“



Das Tal des Gerar

Marxismus und Nietzsches Werke kennen. Feminismus und die soziale Frage sind ihr wichtig. Die verheiratete Kunstkritikerin und Lyrikerin, Mäzenin und Ausstellungsmacherin lässt sich auf eine Liaison mit dem links-utopischen Großmaul Mussolini ein. „Die Sarfatti“, wie sie bald genannt wird, schreibt eine Mussolini-Biografie. Viele Reden ihres Idols, soweit sie kulturpolitisches Terrain berühren, stammen aus ihrer Feder. Sie setzt sich bei ihm dafür ein, dass am grandiosen Rom kein städtebaulicher Raubbau getrieben wird.

Mehr als zwölf Jahre ist sie seine Geliebte, dann lässt der Duce sie fallen. Ihre Reaktion: „Ich habe ihn zu dem gemacht, was er ist.“ Sie publiziert in Frankreich über die jüdischen Wurzeln ihrer Familie, reist um die halbe Welt, trinkt Tee im Weißen Haus mit Präsident Roosevelt und geht schließlich nach Argentinien.

Sigmund Freud hat sie geholfen, als er Wien verlassen wollte. Marianne Brentzel und Uta Ruscher wissen, wie es dazu kam: „Sie hörte 1938, noch vor den Judengesetzen in Italien, dass nach dem sogenannten ‚Anschluss‘ Freud in Gefahr war. Sie schätzte sein Denken. Und dann hat sie über Ciano, den Außenminister, den sie auch gut kannte, versucht, Einfluss zu gewinnen, dass Freud aus Österreich herauskam. Der hat das Versprechen, sich dafür einzusetzen, auch wahr gemacht.“

Jüdin und Faschistin? Als deutscher Lebenslauf ist der Fall Sarfatti schwer vorstellbar – als italie-

1961 ist Margherita Sarfatti veremft gestorben. Schweigen wie ein Grab, das muss nach 1947, als sie nach Italien zurückgekehrt war, zu ihren Meister-Disziplinen gehört haben. Denn ihren Kindern gegenüber hat sie zwar Dante und Shakespeare zitiert – wie eine Enkeltochter kürzlich der israelischen Zeitung Haaretz zu Protokoll gab –, aber kein Wort verloren über ihre Rolle im Faschismus. Haaretz überschrieb das Interview provokativ: „Die jüdische Mutter des Faschismus“.

Ihre Reaktion auf die Vorwürfe nach dem Krieg gab der Biografie den Titel: „Ich habe mich geirrt. Was soll's.“ Das klingt wie ein Chanson der Piaf: „Ich bereue nichts“. Ihr Grabstein wird geschmückt von einer Plastik, Titel: „Sieg“. Doch diese Frau hat nicht gesiegt. Wer wie Sarfatti 15 Jahre zu schweigen vorzog, der zeigt, dass er um seine Niederlage wusste.

Brentzel und Ruscher ist nicht nur eine politische Lovestory gelungen, sondern auch eine italienische Kulturgeschichte. Lesbar, spannend, oft mit geradzu filmischem Blick. Zwar manchmal hart an der Grenze zum Weichzeichner des historischen Romans, hat diese Biografie einige der Verwirrungen des 20. Jahrhunderts beschrieben.

MARIANNE BRENTZEL UND UTA RUSCHER: MARGHERITA SARFATTI. „ICH HABE MICH GEIRRT, WAS SOLL'S.“ JÜDIN. MÄZENIN. FASCHISTIN
Atrium, Hamburg 2008, 395 S., 22,90 €

Modell Indien

Elie Barnavi denkt über
religiösen Terror nach

VON HANNES STEIN

Bitte folgen Sie mir in eine ungemütliche Gegend. Die Frauen auf den Straßen sind verschleiert, die Männer tragen Bärte zu grimmigem Gesichtsausdruck, die Inschriften über den Läden und Restaurants sind geschwungen und arabisch. Wir gehen in einer europäischen Großstadt spazieren, Oslo oder Rotterdam, vielleicht auch London. Wir sind in einem jener Viertel, die von muslimischen Einwanderern geprägt sind, die gar nicht daran denken, sich in ein demokratisches und religionsfernes Europa zu integrieren. Eines findet man hier allerdings gerade nicht: muslimische Massenmörder. Die wirklich gefährlichen Irren waren nie in einem islamischen Milieu verwurzelt. Sie stammen aus überhaupt keinem Milieu, sind zutiefst wurzellos. Eine Heimat finden sie dann in der Ideologie. Der Dschihad wird zum Lebenssinn für den, dessen Leben leer und sinnlos ist.

Was soll man angesichts der Bedrohung durch islamische Selbstmordmörder tun? Elie Barnavi, eine Zeitlang Israels Botschafter in Frankreich, rät in einem polemischen Essay, der zunächst 10.000 Jahre Religionsgeschichte auf gut 100 Seiten zusammenfasst, man möge die Drohungen der Irren doch bitte ernst nehmen: „Zynismus ist eine Eigenschaft von Vernunftmenschen, Fanatiker dagegen sind nur allzu aufrichtig!“ Barnavi, selbst gläubiger Jude, rät davon ab, rationale Erklärungen für religiösen Irrsinn zu suchen. Am Terror sind weder soziale Ursachen schuld noch der westliche Kolonialismus oder die israelische Besatzungspolitik. Pazifist ist er auch nicht: „Der revolutionäre muslimische Fundamentalismus ist einerseits zwar ein frommer Mann, andererseits aber auch ein unverbesserlicher Macho, der Gewalt versteht und respektiert.“

Elie Barnavi empfiehlt Frankreich als Modell – zwar nicht das real existierende Frankreich, aber doch die französische laizistische Idee. Dieser Staatsidee zufolge müssen ausnahmslos alle Einwanderer sich den republikanischen Prinzipien unterwerfen. In der Schule lernen sie, dass sie von breitschultrigen Galliern mit blonden Schnurrbärten abstammen, ganz gleich, ob es sich nun um sefardische Juden, katholische Polen, kommunistische Italiener oder Muslime aus Nordafrika handelt. Den Multikulturalismus hält Barnavi für eine Lebenslüge, er sei auf ganzer Linie gescheitert.

Das Problem ist, dass Frankreich den „Krieg gegen den Terror“ weder führen noch gewinnen wird. Dieser Krieg ist vor allem eine Angelegenheit der USA – und Indiens, das schon bald zum wichtigsten Verbündeten aufsteigen wird. Sowohl die USA als auch Indien praktizieren die Trennung von Staat und Religion, aber laizistisch kann man beide Gesellschaften kaum nennen. Könnte es sein, dass just das ihre Stärke ist? Immerhin fand sich unter den Attentätern des 11. September nicht ein amerikanischer oder indischer Muslim; und ausgeprägt fundamentalistische Milieus wie in Europa sucht man dort ebenfalls vergeblich.

ELIE BARNAVI: MÖRDERISCHE RELIGION. EINE STREITSCHRIFT

Aus dem Französischen von Olaf M. Roth
Ullstein, Berlin 2008, 176 S., 18,00 €